

Tod und Begräbnis im Wandel der Zeit

Früher wurde der Tod eher als häusliches Ereignis wahrgenommen, heute sterben die meisten Menschen in Krankenhäusern oder Pflegeheimen

Heribert Wald

Beim Lesen der Ortschronik von Hönningen an der Ahr stieß ich unter anderem auf einen Beitrag von 1934 mit dem Titel „Tod und Begräbnis“. Der Beitrag ist handschriftlich verfasst vom damaligen Lehrer der Volksschule Hönningen, *Wilhelm Blum*. Beim Lesen wird einem rasch bewusst, wie weitgehend auch dieser Lebensbereich einem gesellschaftlichen und kulturellen Wandel unterworfen war und ist. Um dies zu zeigen, gebe ich zunächst den Inhalt des Beitrags unverändert wieder.

Hilfsbereitschaft der Nachbarn

Wird ein Mitglied einer Familie krank, so tritt die Hilfsbereitschaft der Nachbarn zu Tage. Bedarf der Kranke Nachtwachen, so machen das abwechselnd die Nachbarsfrauen, damit die Angehörigen schlafen können. Ist der Kranke gestorben, so kommen die Männer der Nachbarschaft und legen den Toten auf „Schoof“ (Totenbett). Währenddessen machen die Nachbarfrauen das Totenzimmer zurecht. Sie machen ein Strohbett, stellen einen weiß gedeckten Tisch ins Zimmer, auf dem sie einige Blumen, Kerzen, ein ewiges Licht und ein Gefäß mit Weihwasser stellen.

Jeder, der das Zimmer betritt, segnet zuerst den Toten mit einem Buchsbaumzweig, der in dem Weihwasser steckt. Früher hielten die Frauen der Nachbarschaft jede Nacht bis zur Beerdigung des Toten Wache und beteten. Dieser Brauch ist jetzt (1934) abgeschafft. Stattdessen wird dreimal abends in der Kirche ein Rosenkranz für die Seelenruhe des Verstorbenen gebetet. Am Nachmittage gehen einige schulpflichtige Mädchen für den Verstorbenen die „Sieben-Fußfälle“ beten. Die Kinder sind meistens die Angehörigen und Nachbarn des Toten. Sie gehen vom Totenzimmer aus an sieben Feldkreuze und Heiligenhäuschen und beten überall für die Seele des Verstorbenen. Hierfür erhalten die Kinder von den Angehörigen des Verstorbenen eine kleine Geldspende.

Am ersten Abend (nach dem Tod) versammeln sich die Männer der ganzen Nachbarschaft in irgendeinem Hause und „verkaufen das Grab“. Derjenige, der sich bereit erklärt, das Grab am billigsten zu machen, gräbt es. Die Kosten trägt die Nachbarschaft. Hier werden auch die sechs Männer bestimmt, die den Sarg tragen. Ist derjenige, der gerade an der Reihe ist, verhindert, so muss er selbst für einen anderen Träger sorgen.

War der Verstorbene unverheiratet, so wird der Leichnam, der Sarg und das Grab von den Mädchen seines Dorfteiles mit Blumen und Kränzen geschmückt. Die Angehörigen bestimmen auch noch die Jungen, die während der Beerdigung in der Kirche läuten. Diese steigen, jeder hat einen Hammer, in den Glockenturm und läuten nach einem ganz bestimmten Schema. Einer von den drei Jungen muss immer von der höchsten Spitze des Kirchturms (den entfernt gelegenen Friedhof) beobachten und den anderen Bescheid sagen, wie und wann sie zu läuten haben. Wird z.B. der Sarg ins Grab gesenkt, so schlägt einer mit dem Hammer ganz langsam auf die schwerste Glocke, verlässt der Priester den Friedhof, so werden zwei Glocken angeschlagen u.s.w.

Nach der Beerdigung versammeln sich die Verwandten, Bekannten, Nachbarn und alle, die bei der Beerdigung mitgeholfen haben, im Trauerhaus zum „Totenessen“. Die Nachbarn leisten hierbei wieder die nötigen Dienste. Sie kochen und tragen die Speisen auf, sie sorgen an diesem Tage für den Stall und das Vieh. War der Verstorbene unverheiratet, so kommen am Abend die Mädchen, die die Leiche geschmückt haben und „feiern“ bei Kaffee, Fladen und Kuchen „seine Hochzeit“. Am Nachmittag des Beerdigungstages gehen einige Angehörige des Verstorbenen mit Kuchen und Weck zu jedem Kranken des Dorfes und bringen ihm etwas von dem Besten, was sie gebacken haben. Dasselbe geschieht an einem Hochzeitstage. Dann gehen Braut und Bräutigam persönlich zu jedem Kranken, um ihn an dem großen Feste teilnehmen zu lassen. Am Abend verbrennen die männlichen Angehörigen des Verstorbenen auf einem Feld das „Schoofstrüh“ – das Stroh, auf dem die Leiche gelegen hat. – Soweit der Beitrag aus dem Jahr 1934.

Mehrheit der Menschen starb zu Hause im Kreis der Familie

Zur weiteren Recherche habe ich einige ältere Bürger der Geburtsjahre 1929 bis 1932 aus Hönningen besucht, um zu erfahren, inwieweit sie noch die Darstellungen von Lehrer Blum bestätigen können. Gut erinnern können sie sich noch daran, dass früher die überwiegende

Mehrheit der Menschen zu Hause gestorben ist im Kreise der Familie und auch der Nachbarn, die eng in die Abläufe eingebunden waren und wichtige Funktionen übernommen haben. Das begann bereits damit, dass die nahen Angehörigen während des Sterbens entlastet wurden, indem Nachbarn Nachtwache hielten am Bett der Sterbenden und sich auch um die Arbeiten im Stall kümmerten.

War nun der Tod eingetreten, so wurde der Verstorbene „auf Schoof gelegt“, das heißt, auf einen mit Stroh gefüllten Bezug aus sackartigem Stoff. Der Verstorbene wurde nun hierauf gebettet, entweder auf dem Sterbebett oder sogar manchmal auch auf den Boden. Dass man einen mit Stroh gefüllten Bezug als Untergrund gewählt hat und den Toten nicht so auf das Bett gelegt hat, dürfte wohl hygienische Gründe gehabt haben. Aus eben diesen Gründen wurde das Schoofstroh dann nach der Beerdigung auch verbrannt.

Sakrale Gegenstände im Versehbesteck aufbewahrt

Das Totenzimmer, in dem der Verstorbene bis zum Tag der Beerdigung lag, wurde ausgestattet mit einem Kreuz und den oben genannten



Rita Kohn, geb. Mauer (Jahrgang 1929) und Benno Dismon (Jahrgang 1932), beide aus Hönningen, trugen mit ihren Erinnerungen ebenso zum Entstehen dieses Artikels bei wie Maria Firzlaß, geb. Viesang, aus Liers (Jahrgang 1932).

sakralen Gegenständen, welche ansonsten als sogenanntes Versehbesteck in einem Etui aufbewahrt wurden. Ein solches ‚Versehbesteck‘ besaßen nur einige wenige Haushalte und man ließ es sich bei Bedarf gegenseitig aus. In den folgenden Tagen nahmen nun auch weitere Nachbarn, Verwandte und Bekannte Abschied von dem Toten, indem sie ihn segneten.

Auch Kindern mutete man diesen Brauch durchaus zu und so gingen auch die Kinder, meist Mädchen, die „die sieben Fußfälle“ beteten, zum Abschluss oft noch an das Totenbett, um ebenfalls den Toten zu segnen. Bekannt ist den von mir gesprochenen Zeitzeugen auch noch, dass die Nachbarschaft sich um das Grabmachen kümmerte sowie ihre Mithilfe beim „Totenessen“, wie es oben heißt, oder beim „Leichenschmaus“, wie man heute eher sagt. Nur ganz vage vom Hörensagen bekannt ist ihnen noch der Brauch, dass Jungen in den Kirchturm kletterten und, wie beschrieben, während des Begräbnisses läuteten, und überhaupt niemand wusste noch etwas davon, dass vor den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch jede Nacht bis zur Beerdigung Totenwache im Zimmer des Toten gehalten wurde. Ebenso wenig bekannt war der beschriebene besondere Brauch bei unverheirateten Verstorbenen.

Wertvoll war natürlich die Hilfe der Nachbarn, indem sie sich um das Grabmachen kümmerten und dieses auch finanzierten und indem sie auch die Sargträger bestimmten und manch andere Hilfe leisteten. Am Tage der Beerdigung versammelten sich dann alle Teilnehmer vor dem Haus des Verstorbenen. Dieser war dort bereits im Sarg aufgebahrt und der Pfarrer holte mit den Messdienern den Leichenzug dort ab, um ihn zunächst in die Pfarrkirche zu führen. Dort wurde nun der Sarg nahe vor dem Altar abgestellt und es wurde eine kurze Andacht zelebriert zum Abschied des Verstor-

benen aus seiner Pfarrkirche. Anschließend zog dann der Leichenzug betend zum Friedhof, wo nun die Beisetzung stattfand. Nach der Beisetzung wurde dann in der Kirche das 1. Sterbeamt abgehalten.

Heute bedarf es kaum der Hilfe des sozialen Umfeldes

Der Umgang mit einem Sterbefall hat also im Laufe der letzten Jahrzehnte einen deutlichen Wandel erfahren. Wurde der Tod früher eher als häusliches, unausweichliches und gottgewolltes Ereignis wahrgenommen, bei dessen Bewältigung bis hin zur Beerdigung nicht nur die gesamte Familie, sondern auch die Nachbarschaft helfend zur Seite stand, so sterben heutzutage die allermeisten Menschen in Krankenhäusern oder Pflegeheimen, wo es kaum der Hilfe des sozialen Umfeldes bedarf. Denn unmittelbar nach dem Tod übernimmt ein beauftragtes Bestattungsunternehmen all die Aufgaben, die eben früher das enge soziale Umfeld des Toten selbstverständlich als seine Aufgabe angesehen und erledigt hat. Der Verstorbene wird heutzutage schnellstmöglich in die Leichenhalle gebracht, wo er bis zur Beisetzung verbleibt. Die nahen Verwandten

des Verstorbenen – Ehepartner und eventuell Kinder – bleiben oft in ihrer Trauer allein. Die Anteilnahme des sozialen Umfeldes beschränkt sich zumeist auf Beileidsbekundungen und auf die Teilnahme an der Beisetzung. War der Tod früher eher ein Ereignis, das den sozialen Zusammenhalt von Familie und Nachbarschaft unter Beweis stellte, so wird der Tod heute von den zurückbleibenden Angehörigen eher als individuelle Katastrophe empfunden, mit der man alleine fertig werden muss.



Ein „Versehbesteck“ zur Ausstattung des Sterbezimmers